

Heike van Hoorn

Deichfürst

Über die Autorin

Heike van Hoorn wurde 1971 in Leer/Ostfriesland geboren. Die promovierte Historikerin war Referatsleiterin in der Hessischen Staatskanzlei und ist Geschäftsführerin des Deutschen Verkehrsforums. Durch die Recherchen zu ihren Krimis hat sie ihre Heimat neu kennen und lieben gelernt. Heike van Hoorn lebt mit Mann und Kindern in Berlin.

Heike van Hoorn

Deichfürst

Ostfriesland-Krimi

lü**bbe**

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Vollständige Taschenbuchausgabe
der bei Bastei Lübbe erschienenen E-Book-Ausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die agentur literatur
Gudrun Hebel.

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München nach einem Entwurf von
© Chrissie Salz unter Verwendung von Motiven von © iStock.com//
Antagain, © Janis Smits/Shutterstock, © Michal Sanca/Shutterstock, ©
Olha Rohulya/Shutterstock, © schankz/Shutterstock
Satz: 3w+p GmbH, Rimpär (www.3wplusp.de)
Gesetzt aus der Palatino
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-18530-6

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Für Alois, Ella und Jan

Danksagung

Ich danke meinen Eltern für Ihr konstruktives Feedback und die kritische Durchsicht. Meine Mutter hat mit viel Wissen und Akribie regionalhistorische Fakten überprüft und die plattdeutschen Passagen korrigiert. Polizeidirektor Johannes Lind, Leiter der Polizeiinspektion Leer, sowie Christian Groeneveld und Annika Zempel, Pressesprecher, haben meine Fragen beantwortet und viel Hintergrundwissen beige-steuert. Trotzdem kommen im Roman Geschehnisse vor, die in der wirklichen Polizeiarbeit so nicht denkbar wären. Das fällt in den Bereich literarische Fiktion. Ich danke auch meinem Mann, Alois Kösters, dessen Lachen beim Lesen meines Manuskripts letztendlich entscheidend war, mich um eine Veröffentlichung zu bemühen.

Prolog

Donnerstag, 28. Oktober 1999

Der Westwind wehte kräftig heran, als der Alte das Haus wie immer ohne ein Wort verließ. Er ließ die schwere Haustür hinter sich ins Schloss fallen, sodass die eingesetzten Glasscheiben klirrten, und setzte sich seine schwarze Prinz-Heinrich-Mütze auf den Kopf. Mit schweren Schritten ging er über die geschotterte Auffahrt und öffnete das grüne Scheunentor. Er stieg in den silberfarbenen E-Klasse-Mercedes und startete die Maschine. Zufrieden lauschte er auf das Schnurren der 220 PS. Er hatte nie etwas anderes gefahren als Mercedes. Und er hatte immer bessere Wagen gehabt als die anderen Bauern. Er konnte es sich leisten.

Es war dunkel. Er fuhr von Bunderhammrich aus Richtung Ditzumerverlaat und bog dann rechts ab nach Hatzumerfehn. Er sollte bald mal wieder für ein paar Tage wegfahren. Bis zum nächsten Treffen mit den alten Kameraden waren es noch ein paar Monate hin. Das war zu lange. Er konnte nicht jeden Tag die verhuschte graue Maus ertragen, mit der er seit gefühlten hundert Jahren verheiratet war. Immer mal wieder hatte er darüber nachgedacht, sie zu verlassen. Aber es gab ja auch andere Möglichkeiten der Zerstreung.

Für heute Abend musste ein ausgiebiger Besuch in seiner Stammkneipe reichen. Er war guter Stimmung. Die Arbeiten am Emssperrwerk gingen weiter und er war entschlossen, die Niederlage der Ökofraktion ange-

messen zu feiern. Er würde ein Bier trinken auf den BUND, eins auf den NABU, eins auf die Bürgerinitiative und so weiter. Wie er sie alle hasste! Er fuhr die langen, dunklen Straßen über den Fehn entlang und erreichte Hatzum, wo er neben dem »Schwarzen Ross« parkte. Er trat ein, räusperte sich und zog die Mütze von seinem vollen weißen Haar. Er verzog das hagere Gesicht zu einem strahlenden Lächeln, das seine immer noch makellosen Zähne entblößte. Das Lächeln war für Käthi, die mit energischem Schritt ihre Kneipe durchmaß und Biergläser verteilte. Er wusste, sie dachte immer noch daran, wie er sie auf dem Sofa in der Gaststube genommen hatte, als sie noch jung und knackig gewesen war. Sicher war es das beste Erlebnis, das sie je gehabt hatte. Jetzt begegnete sie ihm kühl, womit sie zweifellos ihre Emotionen verbarg. Er setzte sich an die Theke und betrachtete die Nichtsnutze, die sonst noch in der Gaststätte hockten.

Er bestellte ein Bier und einen Schnaps und unterhielt sich mit Hajo Kromminga, einem vermögenden Bauern aus der Gegend. Kromminga hasste ihn, das wusste er. Alle hassten ihn, und er genoss es. Er ließ sich in die Atmosphäre des Abends fallen und fühlte sich so sicher, wie er sich immer gefühlt hatte. Er betrank sich immer gepflegt. Um die Rückfahrt in seinem Auto machte er sich keine Gedanken. Tadeus de Vries wurde nicht angehalten, geschweige denn mit einem Bußgeld belangt.

Er konnte den Schatten, der sich auf dem Parkplatz neben der Gaststätte bewegte, nicht sehen. Er bemerkte auch nicht das fahle Gesicht draußen vor der kleinen Scheibe des Sprossenfensters, das seitlich auf den Parkplatz ging. Nicht die schmalen grauen Augen, die ihn beobachteten. Und selbst wenn, es hätte ihn nicht weiter beunruhigt.

Einen Tag zuvor

Als Gertrud Boekhoff gegen sieben Uhr abends die Tür zum »Kneipchen« in Weener öffnete, schlug ihr warme, verräucherte Luft entgegen. Das Klacken der Billardkugeln aus dem Vorraum mischte sich mit dem Raunen der Unterhaltung und dem Gemurmel aus dem Fernseher in der Ecke zu einem beruhigenden Geräuschteppich.

In der Mitte der Gaststätte erblickte sie Willm, eigentlich Wilhelm Kröger, an seinem gewohnten Platz hinter der Theke, von wo aus er den besten Überblick hatte. Willm wusste gern Bescheid. Er sah, wer gerade an irgendeinem der Tische mit der Freundin des besten Freundes anbandelte. Er registrierte, wenn Pärchen leise tuschelnd in Streit gerieten und Mädchen mit blonden Dauerwellen an seiner Theke vorbei- und hinausstürmten, bevor ihnen Sekunden später ein hilfloser junger Mann hinterhereilte. Willm wusste die Halbwertzeit jeder einzelnen Romanze vorherzusagen, die in seiner Kneipe begann und nicht selten auch hier ihr Ende fand. Sein einziges Zugeständnis an den Zeitgeist im »Kneipchen« war ein Fernseher, den er oben in der Ecke aufgehängt hatte. Er mochte das bei McDonald's oder sonst wo gesehen haben, nur ließ er statt Viva oder MTV das Dritte laufen, sodass seine Gäste keine hippe Musik, sondern die »Landpartie« zu sehen bekamen. Aber das störte niemanden und Gertrud am allerwenigsten.

»Moin Willm. Was gibt's Neues?«

»Moin Gertrud. Sie haben die Baustelle wieder freigegeben.«

Gertrud wuchtete ihre 85 Kilo auf einen Thekenhocker. Als Kind hatten ihre Eltern sie »Gerdi« genannt. Aber als sie in die Pubertät kam, hörte das auf. Sie sah irgendwann nicht mehr aus wie ein Mädchen, das man »Gerdi« nannte. Weil sie nicht damit rechnete, dass sich jemals ein Junge für sie interessieren würde, verlegte Gertrud sich darauf, den Kumpeltyp zu geben. Sie trug ihr aschblondes Haar kurz geschnitten, kleidete sich in Jeans, Turnschuhe und weit geschnittene Sweatshirts und gewöhnte sich einen rauen Umgangston an. Mit 15 fuhr sie ein selbst frisiertes Moped, und die Jungs fanden sie patent. Wer wusste schon, dass sie abends in ihr Kopfkissen weinte, wenn eine ihrer früheren Freundinnen mit wippendem Pferdeschwanz den neuen Freund im Dorf ausführte? Ihre Wochenenden verbrachte Gertrud auf dem Fußballplatz. Sie schrieb die Spielberichte für das »Rheiderländer Tagblatt«, eine winzige Gazette, die die größeren Zeitungsverlage vergessen hatten aufzukaufen. Im Volontariat wurde ihr klar, dass sie sich für Sport nicht wirklich interessierte, und so landete sie am Ende in der Lokalredaktion. Weil das »Blattje«, wie es bei seinen Lesern hieß, nicht morgens, sondern mittags erschien, ging sie um sieben zur Arbeit, um Berichte von Veranstaltungen des Vorabends zu schreiben. Mittags machte sie eine Pause von zwei oder drei Stunden, und nachmittags absolvierte sie Termine. Nach der Arbeit ging Gertrud meist noch auf ein Bier zu Willm, um all die wichtigen Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen, die nie über einen dpa-Ticker in die Redaktion gelangten. Was die Rheiderländer interessierte, erfuhr man hier.

Die Meldung, die gerade eben im Fernsehen verlesen wurde, hatte sie allerdings schon gehört: »Der in einer Eilentscheidung vom November letzten Jahres verfügte

Baustopp für das Sperrwerk in der Ems ist heute aufgehoben worden. Das Verwaltungsgericht Oldenburg wies jetzt den von Umweltverbänden erhobenen Einspruch gegen das Vorhaben zurück. Bereits am Mittag wurden die Bauarbeiten am Sperrwerk wieder aufgenommen.«

»Willm! Geef mi dorup noch' Kruiden«, rief der junge Mann mit Halbglatze, neben dem sich Gertrud gerade auf dem Hocker an der Theke niedergelassen hatte. Sie kannte ihn vom Sehen und wusste, dass er bei der Meyer Werft in Papenburg arbeitete. Umgehend stand das Schnapsglas mit der braunen Flüssigkeit neben seinem Bier.

»Dann gratulier ich auch, Dieter. Dein Job ist gesichert, nun kannst du bauen und heiraten«, grinste Willm. »Was ist denn euer nächstes Projekt bei Meyer?«

»Ein Luxusliner, zweihundertachtzig Meter lang und achtunddreißig Meter breit. Über acht Meter Tiefgang. Auftrag kommt aus Griechenland. So'n Ding hast du noch nie gesehen. Über tausend Kabinen, fünf Swimmingpools, fünfzehn Decks, Einkaufsgalerie, Marmorböden ... Was du willst.« Der junge Mann hatte die Stimme gesenkt, als sei die ganze Kneipe voller chinesischer Industriespione. »Hab ich jedenfalls gehört, dass wir den bauen sollen. Noch nichts Offizielles. Wir kriegen den aber erst raus, wenn das Sperrwerk fertig ist.«

Das Vorhaben, an der Ems zwischen Nendorp und Gandersum ein Sperrwerk zu bauen, das den Schutz der Küste gegen Sturmfluten verbessern sollte, hatte die Rheiderländer in zwei feindliche Lager geteilt: Die Gegner argwöhnten, dass es eigentlich nur darum ging, immer größere Kreuzfahrtschiffe von der Meyer Werft in Papenburg durch das aufgestaute Emswasser ins offene Meer überführen zu können, während die Existenz der Ditzumer Krabbenfischer durch die ökologischen Schä-

den in Gefahr geraten würde. Die Befürworter verwiesen auf zehntausend Arbeitsplätze, die von dem Projekt abhängen. Nachdem die Gegner vor Gericht einen Etappensieg errungen hatten, waren die Arbeiten erst einmal stillgelegt worden.

Willm hatte sich nie anmerken lassen, ob er für oder gegen das Sperrwerk war. Seine Kneipe wurde ebenso von NABU-Aktivisten wie von Arbeitern der Meyer Werft frequentiert, weshalb es ihm offenbar klüger erschien, es sich mit keiner Seite zu verscherzen. Gertrud erinnerte sich, dass es einmal im »Kneipchen« zu einer Rangelei gekommen war, als zwei Meyer-Arbeiter ihre Wut über den Baustopp an drei feixenden Gymnasiasten ausgelassen hatten.

Ohne dass sie etwas hätte sagen müssen, stellte Willm Gertrud ein Jever hin. »Tja, dann geht's ja nun wohl weiter. Bin gespannt, ob es jetzt ruhiger zugeht als noch vor einem Jahr.«

»So 'nen kleinen, blutigen Zusammenstoß zwischen den verfeindeten Lagern könnten wir als Aufmacher gut gebrauchen. Aber ich schätze eher, dass die Ökofraktion noch irgendeinen seltenen Wattwurm in der Ems aussetzt, um ihn anschließend medienwirksam zu entdecken und den Bau wieder aufzuhalten«, sagte Gertrud. Sie war eher Befürworterin des Emssperrwerks, aber in erster Linie eben Lokalredakteurin auf der Suche nach einer kleinen Sensation zwischen der Kür der Milchkuh des Jahres und der Prämierung der größten Sonnenblume des Rheiderlandes.

»Dann sullen de Ökofuzzis beter uppassen, dat se nich mit'n Boßelkugel an't Bein in't Dullart unnergahn!«, rief Dieter, dessen gerötete Wangen und aggressiv glitzernde Augen darauf schließen ließen, dass er schon ei-

nige Gläser des scharfen Kräuterschnapses auf seinen Sieg getrunken hatte.

»So eine Meldung würde es sogar bis auf die Regionalseite schaffen«, bemerkte Gertrud, und Willm hinter dem Tresen kicherte heiser.

Freitag, 29. Oktober 1999

145, 150, 155. Schon fing das verdammte Ding wieder an zu piepsen. Keuchend drückte Stephan Möllenkamp auf die Knöpfe seiner Pulsuhr. Er hasste es, wenn sich die Spaziergänger mit ihren Hunden nach ihm umdrehten. Er drosselte das Tempo und trabte langsam über den Deich bei Bingum. Es reichte schon, dass die alten Männer mit den Schirmmützen, die ihre Fahrräder neben sich herschoben, ihm durch Blicke zu verstehen gaben, was sie vom Laufsport hielten.

Kaum hatte sein Puls sich etwas beruhigt, packte Möllenkamp die Lust, einfach bis Nendorp weiterzulaufen, einen Blick auf die Baustelle des Emssperrwerks zu werfen und lässig wieder zurückzujoggen. Hin und zurück ergab das eine gute Halbmarathon-Strecke, genau das Ziel, das er sich fürs Frühjahr vorgenommen hatte. Die riesige Baustelle faszinierte ihn. Nachdem dort fast ein Jahr lang nichts vorangegangen war, wurde seit vorgestern wieder gearbeitet. Er zog das Tempo wieder an und stellte sich vor, wie die kleine Speckrolle, die sich um seine Taille gelegt hatte, Gramm für Gramm schmolz und sich seine Beine in stahlharte Muskelpakete verwandelten.

Eine heftige Böe wehte ihm ins Gesicht. Er merkte, wie seine Beine klamm wurden. Obwohl es für die Jahreszeit zu warm war, überlief ihn ein Frösteln. Bis Nendorp und zurück würde er es nicht mehr im Hellen schaffen, also beschloss er, umzukehren.

Als er nach Leerort einbog, erblickte er seine Frau

schon von weitem. Ihre rotblonden, kurzen Haare leuchteten ihm entgegen. Meike stand in Jeans und einem alten Troyer, den sie ihm abgeluchst hatte, im Vorgarten, den Rechen wie eine Hellebarde in der Hand. Sie hatte ihn noch nicht gesehen. Ganz plötzlich drehte sie sich um und verschwand im Haus.

Einen Augenblick später wusste Möllenkamp, warum. Hinter einer Säuleneibe, die den Eingang des Nachbarhauses beschützte, trat ein alter Mann hervor. Das wenige Resthaar fiel ihm strähnig in den Nacken, ein Holzfällerhemd hing lottrig über seine schwarze Trainingshose. In Schlappen schlurfte er den Gehweg entlang, drehte dann nach rechts und steuerte auf Möllenkamps Haustür zu. Dabei versuchte er, durch das Küchenfenster zu sehen. Möllenkamp drosselte sein Tempo und beobachtete, was der Nachbar als nächstes tun würde. Im Geiste sah er seine Frau mit einem Fleischermesser in der Hand hinter der Haustür lauern. Sobald der Nachbar das Küchenfenster erreichte und mit dem Finger dagegen klopfte, wie es seine Gewohnheit war, würde sie die Tür aufreißen, sich auf ihn stürzen und ihn niedermetzeln. Doch der alte Mann kam nicht bis zum Küchenfenster. Auf halbem Wege drehte er um, schlurfte zurück zu seinem Haus, schüttete den Abfall aus einer Plastiktüte in die Mülltonne und faltete sie dann zusammen. Es half nichts, Möllenkamp musste sich auf eine Begegnung mit Herrn Müller vorbereiten, wenn er nicht ewig auf der Stelle treten wollte.

»Moin, Herr Möllenkamp, na wo kommen Sie denn her?«, fragte ihn der alte Herr in unterwürfigem Tonfall. Vor Müller hatte man die Möllenkamps bereits gewarnt, als sie vor einem Vierteljahr von Hannover hierher gezogen waren. Meike hatte zum Schuljahresbeginn eine Stelle als Studienrätin für die Fächer Deutsch und Latein am

Teletta-Groß-Gymnasium angetreten, und er hatte die Leitung des Fachkommissariats 1 für Kapitaldelikte bei der Polizeiinspektion Leer übernommen. Ein glücklicher Zufall, den Meike als Fügung auslegte, um ihm damit den Umzug aus der Großstadt in dieses Provinznest schmackhaft zu machen. Nun, immerhin hatte es für ihn einen Karrieresprung bedeutet und da konnte man Zugeständnisse an den Wohnsitz machen.

Die gepflegte Siedlung und das schmucke Reihenhäuschen hatten ihnen gefallen, und mit Müller würden sie schon fertig werden.

Dachte er.

»Ich habe ja früher auch viel Sport getrieben, aber heute geht es nicht mehr wegen der Beine«, redete Müller immer weiter. »Ach, da hab ich ja letzte Nacht wieder solche Schmerzen gehabt, und meine Frau erst ...«

Frau Müller war angeblich schwer krank. Allerdings reichten die Angaben, die Herr Müller über ihre Gebrechen machte, vom Herzinfarkt über Krebs und Thrombosen bis hin zum Zucker, sodass Möllenkamp zu dem Schluss gekommen war, dass Frau Müller vermutlich gar nichts fehlte. Außer im Kopf, denn eine Frau mit klarem Verstand konnte es unmöglich bei diesem Menschen aushalten.

»Aber das Wetter ist ja auch wieder so schlecht geworden ... Geht es Ihrer Frau gut? Ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen.« Möllenkamp, der inzwischen mächtig fror, gelang es, die Endlosschleife des Nachbarn mit einem »Wird schon wieder besser werden« und einem abrupten Abgang zu stoppen. Er kam sich dabei wie ein Flüchtiger vor, während Müller auf dem Weg stehen blieb und darüber grübeln mochte, ob sich die Aussage auf das Wetter, den Zustand seiner Beine oder die Gesundheit seiner Frau bezog.

»Na, du Supercop, hattest du dein Handy wieder nicht mit? Es hat hier mehrmals geklingelt, aber ich hab's nicht gefunden«, empfing ihn seine Frau. Sie reckte sich und küsste ihn auf den Mund.

»Warum hast du denn auf das Rendezvous mit Herrn Müller verzichtet?«, entgegnete Möllenkamp, während er sich mit einem Küchenhandtuch die dunklen Haare trockenrubbelte. Er machte sich auf den Weg ins Arbeitszimmer, wo er sein Handy vermutete. »Er hat dich schon sehr vermisst. Aus seiner Frage habe ich herausgehört, dass er den leisen Verdacht hegt, ich könnte dich umgebracht und im Garten vergraben haben.«

»Das wäre ihm kaum entgangen«, konterte Meike. »Außerdem dürfte er einem Kriminalkommissar ruhig eine raffiniertere Entsorgungsmethode für seine Frau zutrauen.«

»Kriminalhauptkommissar bitte. So viel Zeit muss sein.«

Wo war nur das verdammte Handy?

Er fand es in seiner Sporttasche. Vier Anrufe von der Dienststelle und dann noch zwei von seinem Kollegen Johann Abram verhießen nichts Gutes. Er rief bei Johann an.

»Mist, da hätte ich ja doch gleich weiterlaufen können«, brummte er, als er in die Küche zurückkam.

Als Stephan Möllenkamp die Baustelle des Emssperrwerks erreichte, war es bereits ganz dunkel, und es regnete inzwischen heftig. Er parkte seinen alten Escort neben der silbernen Passatlimousine von Johann Abram. Bereits beim Aussteigen bemerkte er, dass er weder an Gummistiefel noch an einen Schirm gedacht hatte. Mül-

lenskamp warf einen Blick in Abrams Wagen, der – regelmäßig gewaschen und aufgeräumt – in seinem Kofferraum immer eine Klappbox mit Schirm und Gummistiefeln vorhielt. Richtig, da war die Kiste, Schirm und Gummistiefel fehlten. Aber er sah beides, zusammen mit einem gelben Friesennerz, an Abram, der von weitem auf ihn zukam. »Warmduscher« knurrte Möllenkamp und wäre zur Strafe fast ausgerutscht, als er sich unter das rot-weiße Absperrband ducken wollte.

»Stephan, pass up«, hörte er die Stimme seines Kollegen. »Das musst du aber auch noch lernen, wie man sich für die Arbeit hier richtig anzieht. Vielleicht waren Turnschuhe ja gut in Hannover, aber hier solltest du dir wirklich ein paar wasserfeste Schuhe besorgen.« Und während er ihn am Arm packte, fügte Abram hinzu: »Mir reicht schon der eine, den wir hier aus dem Schlamm ausbuddeln müssen.«

Möllenkamp fühlte sich bevormundet, daher stieg leichter Unmut in ihm auf. »Verrätst du mir vielleicht, was ihr hier eigentlich gefunden habt? Aus deinem Spruch auf der Mailbox bin ich nicht besonders schlau geworden. Ich hoffe, da ist nicht bloß ein Baggerfahrer besoffen von seinem Bock gefallen.«

Abram blieb ungerührt. »Das könnte natürlich sein. Er hat es dann aber auch noch geschafft, sich in eine Kiste zu legen, die Kiste von außen zuzunageln und sich anschließend im Aushub für die Straßenfundamente einzugraben.«

Möllenkamp starrte ihn an. Abrams Humor tauchte so plötzlich auf wie das Ungeheuer vom Loch Ness und verschwand auch genauso schnell wieder.

»Schau es dir selber an.« Schweigend stapften beide Männer über die Baustelle zwischen schweren Baggern hindurch, dorthin, wo eine Aufschüttung den späteren

Zuweg zur Sperrwerksbrücke bilden sollte. Möllenkamps neue Turnschuhe, die tief in den Schlamm einsanken, gaben schmatzende Geräusche von sich.

Vor ihnen öffnete sich eine Szene wie auf einer Theaterbühne. Erhellte wurde sie von Scheinwerfern, deren Lichtkegel den schräg herabwehenden Regen sichtbar machten. Sie beleuchteten eine metertiefe Grube, in der Menschen in weißen Overalls arbeiteten, während Polizei- und Rettungswagen als schwarze Schatten die äußere Begrenzung darstellten. Die zuckenden Blitze der Fotoapparate, die knappen Anweisungen, die die Kriminaltechniker einander zuriefen, verdichteten sich zu dem Eindruck, hier sei eine kultische Handlung im Gange.

Unten in der Grube beugten sich die Kollegen von der Kriminaltechnik über eine längliche Holzkiste, deren Deckel man aufgebrochen hatte. In Möllenkamp stieg Beklommenheit auf – wie immer, wenn er sich einer Leiche näherte. In der Geisterbahn hatte er sich als kleiner Junge immer die Hände vors Gesicht gehalten und dann ganz vorsichtig durch die Finger gelinst, um sich gegen das Erschrecken zu wappnen. Als junger Kriminalbeamter in Hannover hatte er sich das abgewöhnen müssen, doch das Geisterbahngefühl war geblieben. Er stieg eine Leiter bis auf den Grund der Grube hinab und zwang sich, in die Kiste zu sehen. Darin lag ein alter Mann, die Augen geschlossen, die Arme seitlich am Körper, in dunklem Anzug und weißem Hemd. Er sah aus, wie für seine Beerdigung zurechtgemacht. Auf den ersten Blick waren keine Anzeichen von Gewaltanwendung erkennbar. Es war, als sei er friedlich entschlafen. Aber das passte nicht zu diesem Fundort und der zusammengezimmerter Kiste, in der man vielleicht einen Hund verscharrt haben würde, aber gewiss keinen Menschen.

»Wer ist es?«

»Keine Papiere dabei«, sagte Abram, »Aber wenn er aus der Gegend kommt, wird es nicht lange dauern.«

»Wie lange tot?«

»Nur ein paar Stunden, sagt der Doktor. Genaueres wissen wir noch nicht. Todesursache auch noch nicht. Möglicherweise ein Hämatom, das er hier seitlich am Kopf hat.« Er deutete auf eine Stelle über dem Ohr.

Möllenkamp wandte seine Aufmerksamkeit der Holzkiste zu. Billiges Nadelholz, vergraben im Sand am Boden der Baugrube.

»Wie wurde er gefunden?«

»Eigentlich sollte auf diese Sandschicht in der Grube heute eine Kleischicht aufgetragen werden. Aber kurzfristig kam die Anweisung, die Grube noch tiefer auszuheben. Dabei ist ein Baggerfahrer dann auf die Kiste gestoßen.«

Möllenkamp wollte sich schon abwenden, da fielen ihm die Ränder der Kiste in die Augen. Er bückte sich und fuhr mit der Hand über die Kanten, wo der Deckel aufgelegt hatte. Dann strich er auch innen an den Fugen entlang. Als er wieder aufstand, hatte er eine schwarze, klebrige Masse an den Fingern.

»Was ist das?«

»Das? Ja, das hat die Spusi auch schon eingesammelt. Sieht so aus, als hätte der Täter die Fugen mit Teer oder sowas abgedichtet.«

Möllenkamp runzelte die Stirn. Warum machte man denn sowas?

»Wer hat ihn gefunden?«

»Da drüben, der Pole. Wir haben schon versucht, ihn zu befragen. Kannst du vergessen. Der spricht kein Deutsch.«

Möllenkamp drehte sich um und sah in einiger Ent-

fernung vier Bauarbeiter wie Ölgötzen reglos nebeneinanderstehen. Wie sich herausstellte, waren es zwei Deutsche und zwei Polen.

»Wir haben die Namen aufgenommen: Jerzy Legas, Lech Kufel, Herbert Klatt, Harm Kruse. Der ist der Vorarbeiter.«

»Welcher?«

»Kruse. Neben dem Alten da drüben.«

Möllenkamp ging hinüber: »Guten Abend zusammen.« Zu dem einen Polen gewandt: »Sie haben also die Leiche entdeckt?«

Eifriges Nicken.

»Können Sie uns beschreiben, wie genau Sie auf diese Kiste gestoßen sind?«

Schweigen.

»Der kann kein Deutsch«, knurrte sein Kollege, der schätzungsweise kurz vor der Rente stand, »das haben die Beamten auch schon versucht.« Dabei blickte er die beiden Polen finster an und spuckte aus.

Möllenkamp fragte sich, wie man auf einer solchen Baustelle miteinander arbeiten konnte, wenn es keine gemeinsame Sprache zur Verständigung gab. Es würde vermutlich das gleiche Ende nehmen wie mit dem Turmbau zu Babel. Er wandte sich dem anderen Polen zu.

Dieser hob abwehrend die Hände: »Ich nix gesehen. Habe gearbeitet an andere Stelle drüben.« Er streckte den Finger ins Nirgendwo.

Der vierte Bauarbeiter meldete sich zu Wort: »Ich bin Harm Kruse, der Vorarbeiter. Der Lech hat mit sein' Bagger die Kiste ausgegraben. Wir haben sie so gelassen, wie sie war, weil wir ja nicht wussten, was drin ist.« Pause. »Hätte ja auch ein Sperrwerksgegner 'ne Bombe versteckt haben können. Wir haben ja schon viel erlebt

hier mit den Spinnern. Aber so 'ne Schweinerei, Mann, nee. Wer tut so was?«

Möllenkamp befragte die Männer, so gut es ging. Da der eine Pole den anderen dolmetschte, verzichtete er darauf, ihn mit in die Inspektion zu nehmen und einen Übersetzer zu bestellen. Es genügte fürs erste, die Personalien zu haben.

»Kennt jemand von Ihnen den Toten?«, fragte er zum Schluss. Alle schüttelten den Kopf. Möllenkamp hatte es erwartet.

Möllenkamp und Abram hatten gerade die Baustelle verlassen, als eine dunkle Limousine mit quietschenden Reifen vor ihnen an der Straße hielt. LER-ES-1.

»Der Landrat«, stöhnte Abram.

»Was will der denn hier? Und woher weiß der schon Bescheid?«

»War doch klar, dass unser Chef seinen Golfpartner zügig informiert«, raunte ihnen ein Kriminaltechniker im Vorübergehen zu.

Enno Saathoff sprang aus dem Auto. Schlagartig war die Stimmung explosiv. »Verflucht nochmal! Ich will sofort wissen, was hier passiert ist. Jetzt will ich aber auch mal sehen, dass Ihr das Pack richtig hart ranneht. Ich lass mir diese Baustelle nicht wieder kaputt machen. Morgen wird hier weitergearbeitet, verstanden?«

Möllenkamp und Abram wechselten Blicke. »Moin, Herr Landrat. Haben Sie einen Verdacht, wer es gewesen sein könnte?«

Saathoff schnappte nach Luft. »Wollt ihr mich auf den Arm nehmen? Für alles, was hier auf der Baustelle schiefliegt, sind doch bloß diese Öko-Terroristen verant-

wortlich. Die schrecken vor nichts zurück. Erst der Sprengsatz bei Meyer, dann legen sie hier die Arbeit jahrelang lahm und nun ein Toter. Fahrt doch mal nach Weener, da werdet ihr schon fündig!« Ein Finger bohrte sich in Abrams Ostfriesennerz. »Und morgen wird hier weitergearbeitet!«, brüllte er und sprang wieder in sein Auto.

»Wow, was für ein Auftritt«, sagte Möllenkamp. »Wollte er nicht eigentlich wissen, was hier passiert ist?«

»Anscheinend weiß er genug, um sich sein Urteil zu bilden. Vielleicht war es ihm auch zu ungemütlich hier draußen. Letztlich ist er ja seine Botschaft an uns losgeworden: Wir sind auf jeden Fall verantwortlich – egal wofür.«

»Was meint er damit, dass wir nach Weener fahren sollen?«

Abram seufzte. »Er meint die Bürgerinitiative ›Wir für die Ems«. Die hat dort ihr Büro. Die Leute haben in der Vergangenheit schon eine Menge Ärger gemacht – oder na ja, je nach Perspektive ...«

»Aber Mord?«

»Ich glaub's nicht, aber wir müssen jeder Spur nachgehen. Und solange wir nicht einmal wissen, wer der Tote ist, haben wir ja nicht allzu viele Ansatzpunkte. Aber da werden wir uns mal morgen drum kümmern. Vielleicht wissen wir dann auch mehr über das Opfer.«

Die beiden Kollegen standen vor ihren Autos. Möllenkamp sah zu, wie Johann Abram seine Stiefel und den Ostfriesennerz auszog, umsichtig den Schmutz abwischte und die Sachen in der Klappbox verstaute. Die beiden verabschiedeten sich. Sie würden sich morgen in der Inspektion wiedersehen. Mord kannte kein Wochenende. Abram würde jetzt nach Hause fahren, zu seiner Frau und den zwei Kindern. Wahrscheinlich würde er

seiner Frau erzählen, was passiert war. Dann würde sein Sohn ihn nach neuen Turnschuhen fragen, und seine kleine Tochter würde erzählen, was für eine Laterne sie im Kindergarten für das Martinilaufen bastelte. Und dann würde der Schrecken langsam verschwinden.

Möllenkamp stand im Regen und schaute den Rücklichtern von Abrams Auto nach. In ihm breitete sich eine wohlige Melancholie aus. Er dachte an Meike und an das Glück, das er gehabt hatte. Wenn er gleich nach Hause käme, würde sie in einem alten Trainingsanzug auf dem Sofa sitzen, mit einer Decke auf den Knien. Sie würde ihm zuhören. Und er würde sich sicher fühlen. Aber ein wenig Traurigkeit über das, was er gesehen hatte, würde zurückbleiben. Er hatte sich immer noch nicht an die technische Kälte gewöhnt, mit der in seinem Beruf das Ende eines Lebens, vieler Leben behandelt wurde.

Möllenkamps Gedankengänge wurden abrupt gestoppt durch einen roten Polo, der direkt vor ihm hielt. Heraus stieg eine große, stämmige Frau mit groben Gesichtszügen, eine Kamera um den Hals. Jetzt nicht noch die Presse!

»Moin«, sagte sie knapp. »Wissen Sie, wer mir was sagen kann zu dem, was hier passiert ist?«

»Das Beste haben Sie verpasst«, antwortete er gereizt. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Gertrud Boekhoff, Rheiderländer Tagblatt. Und wer sind Sie, wenn die Frage gestattet ist?«

Die war ja unverschämt!

»Kriminalhauptkommissar Stephan Möllenkamp. Kripo Leer. Ihre Kollegen vom ›Ostfriesen Kurier‹ sind schon wieder weg.«

Sie schnaubte. »Mein Handy war leer, als Ihre Leute

angerufen haben. Ich hab's nicht gleich gemerkt. Wissen Sie schon, wer's ist?«

»Nein. Ein alter Mann, so um die achtzig.« Er ging widerwillig mit ihr noch einmal auf die Baustelle, damit sie noch ein paar Fotos vom Fundort und den arbeitenden Kriminaltechnikern machen konnte. Das Opfer war bereits auf dem Weg in die Pathologie.

»War der Landrat schon da?«, fragte sie, als sie wieder an der Straße ankamen.

»Woher wissen Sie das?«

»Geraten. Das Sperrwerk ist ein Politikum.« Sie sah ihn an und grinste. »War nicht schön, was?«

Er wusste nicht genau, ob sie jetzt anfang, ihm richtig auf die Nerven zu gehen oder ob sie ihm langsam sympathisch wurde. Er schwieg.

»Na dann ... werd ich mal wieder fahren.« Sie ging auf ihr Auto zu, und während sie ihren großen Körper in den kleinen Polo wuchtete, sagte sie leichthin: »Ich glaube, ich habe eine Ahnung, wer's ist.«

»Was?«

»Na, der Tote.«

Jetzt war er doch genervt. Wollte diese Pressetante ihn auf den Arm nehmen? »Hören sie, wenn sie eine Idee haben, wer es sein könnte, dann sind sie verpflichtet, der Polizei das mitzuteilen.«

Sie sah ihn an. »Ich glaube, es könnte der alte de Vries sein.«

»Wer ist das? Und warum glauben Sie das? Wir haben alle Vermisstenmeldungen überprüft, es ist niemand dieses Alters gemeldet, zumindest nicht aus der Region. Lebt er allein?«

»Sie kennen sich hier im Rheiderland nicht aus, oder?«

Er zuckte die Achseln.

»Wissen Sie was? Wenn Sie noch etwas Zeit haben, dann gehen wir auf ein Bier ins ›Schwarze Ross‹, das ist nicht weit von hier. Dann erzähle ich Ihnen, wer de Vries ist. Und wenn er's am Ende nicht ist, kennen Sie trotzdem eine bedeutende Person des Rheiderlandes. Wer weiß, wofür Sie's noch mal brauchen können.«

Eigentlich wollte er nicht. Er hatte beschlossen, dass die Frau ihm auf die Nerven ging. Aber jetzt hinderte ihn die Neugier doch daran, nach Hause zu fahren. Er nickte. »Ein Bier könnte ich jetzt ganz gut gebrauchen.«

Die Gaststätte sah aus, als hätte jemand sein Wohnzimmer fürs Publikum geöffnet. Am Ende des notdürftig beleuchteten Raums stand ein altes Ostfriesensofa an der Wand, davor ein viel zu hoher Esstisch mit vier weiteren Stühlen. Insgesamt sieben ältere Männer saßen vor Bier und Korn um den Tisch herum, wobei die drei auf dem Sofa kaum mit dem Kinn über die Tischplatte ragten. Über dem Sofa hing ein kolorierter Druck, der den Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet war. Mit schwarzer Schnörkelschrift hatte jemand fünf Namen hineingepinselt. Die Wand neben der Theke war mit Zeitungsausschnitten gepflastert, die sich offenbar alle um eine Sturmflut drehten.

Möllenkamps Begleiterin war hier bestens bekannt, und die Herren am Tisch verlangten sofort einen Bericht über das Geschehen auf der Sperrwerksbaustelle. Souverän, wenn auch leicht schroff, verwies die Redakteurin auf die nächste Ausgabe des »Blattje« und steuerte einen winzigen Tisch in einer anderen Ecke der Kneipe an.

Als sie sich gesetzt hatten, sagte sie: »Ich hätte daran denken sollen, dass heute hier der Ortsbeirat von Hat-

zum tagt. Tut mir leid, dass ich Sie nicht vorgestellt habe, aber dann hätten wir keine Ruhe mehr zum Reden gehabt. Die hätten sie ausgequetscht wie eine Zitrone.«

Zwei Stunden und mehrere Jever-Pils später wusste Möllenkamp, dass die Lokalreporterin ihm doch sympathisch, der alte Tadeus de Vries ein Riesenarschloch und die Auseinandersetzung um das Emssperrwerk von größerer Brisanz war, als er gedacht hatte. In dem muffigen Wohnzimmer sitzend spürte er, wie sich eine ganz und gar angenehme Wärme in ihm ausbreitete und ein wohliger Nebel ihn umfing. Die Frau, deren Gesicht ihn entfernt an eine Bulldogge erinnerte, saß vor ihm und es kam ihm so vor, als würde er sie schon seit Jahren kennen.

Die Geschichten über Tadeus de Vries tropften in sein Hirn wie Honig auf ein Frühstücksbrötchen. De Vries war ein wohlhabender Polderbauer. Ein Mann, der es Zeit seines Lebens verstanden hatte, seinen Vorteil zu nutzen und der dabei auf andere keine Rücksicht nahm. Er hatte sich mit Investitionen in Windkraftanlagen und mit dem Verkauf von Land für Windparks und für den Sperrwerksbau eine goldene Nase verdient. Dabei sei nicht immer alles mit rechten Dingen zugegangen. De Vries hatte zu den vehementesten Sperrwerk-Befürwortern gehört, die das Rheiderland aufzubieten hatte. Auch im Privaten war nichts Positives über ihn zu berichten. Er hatte seine Frau ständig betrogen und seine Kinder drangsaliert.

»Seine Frau hat es sich abgewöhnt, ihn als vermisst zu melden, wenn er wieder für ein paar Tage verschwunden ist. Die Demütigung, die Anzeige zurückziehen zu müssen, weil er von allein wieder auftauchte und von den scharfen Weibern auf Sankt Pauli schwärmte,

hat sie sich lieber erspart. Aber ich hab gestern gerüchteleise gehört, dass er wieder mal weg sein soll.«

»Aber der Mann, den wir gefunden haben, ist bestimmt über achtzig!«

»Der Typ ist aktiv wie ein Fünfzigjähriger. Es kommt nicht drauf an, ob er wirklich irgendwo noch einen draufmacht. Es zählt nur, dass man es ihm zutraut. Und es wundert sich einfach keiner, wenn er wieder mal verschwindet, weil es schon so oft vorgekommen ist. Die Vorstellung, dass ihm was passiert sein könnte, kommt den Leuten gar nicht in den Sinn. Seine Tochter hat mal zu meiner Friseurin gesagt: De geit neit doot, de must du doottrappeln.«

»Was heißt das?« Möllenkamp hatte sich ins ostfriesische Platt bisher noch nicht richtig hineingehört.

»Der stirbt nicht, den muss du tottreten.«

»Hmm, wenn ich das richtig sehe, dann gibt es eine Menge Kandidaten, die über seinen Tod nicht gerade traurig wären. Aber glauben Sie wirklich, dass ihn die Sperrwerksgegnler oder Leute von der Bürgerinitiative ermordet haben könnten?«

Gertrud überlegte. Während der nun schon Jahre andauernden Auseinandersetzung um das Sperrwerk hatte es schon alles Mögliche gegeben: Demonstrationen, Schlägereien, zerstochene Autoreifen, sogar vergiftete Katzen. Auch Morddrohungen waren dabei gewesen – per Brief oder auf dem Anrufbeantworter von Eko Ekhoff, dem Betriebsratsvorsitzenden der Meyer Werft. Aber ein Mord? Andererseits hatte sich die Szene über die Zeit verändert, war gewaltbereiter geworden. »Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich seufzend. »Lassen Sie uns lieber zuerst herausfinden, ob der Tote wirklich de Vries ist. Vielleicht stoßen wir dann auch auf das Motiv.«

Möllenkamp hatte inzwischen eine große Müdigkeit erfasst. Das fünfte Jever vor sich, konnte er kaum noch die Augen offenhalten. Nur dunkel registrierte er, dass Gertrud »uns« und »wir« gesagt hatte. »Ich heiße übrigens Stephan«, brachte er mit belegter Stimme heraus.

1946, im Frühjahr, irgendwo auf dem Fehn

»Hee, du kleine Ratte! Gib das sofort wieder her. Na, warte. Wenn ich dich erwische, dann häng ich dich an den nächsten Baum! Wir haben schon viel zu viele von euch verlausten Polacken durchgefüttert!«

Schnelle Schritte nähern sich ihrem Versteck und sie spürt, wie etwas Warmes sich keuchend neben sie fallen lässt.

»Hey Marion. Hier, nimm.« Er streckt ihr seine Hand entgegen, in der er ein großes Entenei hält. Vorsichtig zieht er ein zweites Ei aus seiner Hosentasche. Geschickt macht er oben und unten ein Loch und schlürft es gierig aus. Sie starrt ihn an.

»Bist du verrückt, hier auf dem Hof etwas zu klauen? Wenn der Bauer uns findet, dann können wir was erleben.«

Er funkelt sie an. Dann verzieht sich sein mageres Gesicht zu einem Grinsen. »Der kommt hier nicht hoch. Is'n Krüppel. Dem fehlt das linke Bein bis zum Knie und der rechte Arm. Er war nicht mal schnell genug, um zu sehen, wo ich hin bin.«

Sie seufzt. »Glaubst du, er kommt nicht von selbst drauf, dass wir auf seinem Heuboden sind? Das hast du großartig gemacht. Jetzt müssen wir wieder fort.« Sie sieht Trotz und Enttäuschung in seinem Blick.

Dann schiebt sich das Bild von Großmutter Albrechtsdorf davor, wie sie ein rohes Ei in ein halbes Glas Rotwein schlägt und Zucker darauf schüttet. Geschlagen ergibt das Ganze eine ziemlich eklig aussehende, schaumige Flüssigkeit, und sie trinkt das Zeug nur, weil Oma gesagt hat, davon werde sie ein

wunderschönes Mädchen mit starken Zähnen und glänzendem Haar. Und weil Wein darin ist, den die Kinder zu Hause nicht bekommen. Oh Gott, was würde sie jetzt für ein Glas davon aus Großmutter's Hand geben. Sie nimmt das Ei und saugt ebenfalls hungrig seinen Inhalt aus. »Danke für das Ei«, sagt sie versöhnlich.

»Ich versteh' nicht, dass wir hier Hunger haben müssen. In Mariental hast du gesagt, dass wir nach Ostfriesland gehen, weil es hier genug zu essen gibt.«

Er schaut sie vorwurfsvoll an, erwartet, dass sie ihm sagt, was sie tun werden. Sie weiß es doch auch nicht. Aber sie ist seine ältere Schwester und hat die Verantwortung, seit Mutter tot ist.

Weitere Bilder pulsieren heran. Sie hat diese Bilder weggedrängt, weggestopft, wie Bettzeug in eine viel zu kleine Truhe. Aber der Deckel steht immer ein Stück offen und es lugt ein Stück hervor. Und wenn sie den Deckel öffnet, dann quillt das Federbett heraus und quillt und quillt und füllt den ganzen Raum aus, bis es sie zu ersticken droht. Darum drückt sie den Deckel immer, wenn er ein wenig aufspringt, zu, drückt die Erinnerungen weg. Aber manchmal gelingt es ihr nicht.

Jetzt etwa, jetzt geht es nicht weg. Sie ist wieder dort, auf dem Weg zum Frischen Haff. Der Frost kriecht durch die Strohschütten auf dem Wagen. Es war Tante Helene, die sie mitgenommen hat, nachdem sie, ohne sich noch einmal umzudrehen, mit dem Bruder an der Hand von zu Hause fortgegangen ist. Nur fort, nur fort. Marion geht neben dem Wagen. Helenes zwei Kühe sind hinten festgebunden. Sie hört das Schnauben hinter sich. Vorn haben die Pferde alle Mühe, die Last zu ziehen. Ihr kleiner Bruder liegt unter der Plane. Er keucht. Er fiebert. Ob er es schafft? Für ihn muss sie es schaffen.

Dann, mitten auf der Straße, der Panzer. Ein Rotarmist

fuchtelte mit den Armen, fünf Uhren am Handgelenk. »Fahren Wald«, ruft er, »Hier nix gutt.«

Tante Helene reißt die Pferde herum, die anderen Frauen im Treck tun das gleiche. Doch schon tauchen aus dem Nichts schwankende, graue Gestalten auf, greifen in die Zügel. Sie zwingen die wenigen Männer und Jungen von den Wagen und treiben sie fort. Maschinengewehrsalven sind zu hören.

Marion klettert eilig in den Karren. Sie wirft sich auf ihren Bruder, presst ihr Gesicht in das Stroh. Tante Helene schreit gellend. Da ist eine Faust unter der Plane, unerbittlich zerrt sie sie hervor. Ein breites, kaukasisches Gesicht sieht sie an. Nicht unfreundlich. Ihr Blick wandert hinab an den zerschlissenen Kleidern, der halb herunterhängenden Hose. Er hat sich offenbar nicht einmal die Mühe gemacht, sie nach der letzten – ihr Kopf will das passende Wort nicht hergeben – nach dem letzten Mal wieder hochzuziehen.

Sie weiß nicht, was am meisten schmerzt: der Rotarmist, die beißende Kälte oder der Gedanke an Gustav. Sie haben sich geküsst, mehr nicht. Ihm hat sie verweigert, was der Russe sich einfach nimmt. Gustav liegt irgendwo zerquetscht in einem Graben, den er mit einem Klappspaten zusammen mit anderen Kindern und Greisen ausgehoben hat. Ein russischer Panzer, einer der ersten, hat ihn überrollt.

Sie hört wieder die Schreie, die Schüsse. Aber am schlimmsten ist die Stille danach. Nicht auszuhalten. Irgendwie sind sie und ihr Bruder davongekommen. Sie weiß nicht, wie. Nur, dass das Jahr nach diesem Winter ihr irgendwie verloren gegangen ist.

Sie müssen über die Oder gegangen sein. Wann? Tante Helene ist an Typhus gestorben. Wo war das? Noch in Pommern, oder schon in Ludwigslust? Irgendwann müssen sie mit dem Zug in Mariental angekommen sein. Sie weiß, dass sie dort waren, aber sie erinnert sich nicht. Es ist unwirklich geworden.

Wirklich ist nur ihr Bruder. Und das dumpfe Gefühl: nach Westen, so weit wie möglich nach Westen. Weg von den Russen, von den Polen, von dem Stöhnen und Schreien, weg vom Elend und Tod. Und jetzt? Viel weiter geht es nicht.

»Komm«, sagt sie, »suchen wir uns eine andere Unterkunft. Wir gehen auf die Polder. Die Bauern dort sollen sehr reich sein. Wir werden arbeiten und genug zu essen haben.«